



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

**CORA
WUCHERER**

**ALL DIE
FARBEN,
ALL DAS
LICHT**

ROMAN

KLETT-COTTA

Für meine Schwester.

Sorry, dass ich dir deine Fingerkuppe abgetrennt habe.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart

Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

© 2026 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte inklusive der Nutzung des Werkes für Text und
Data Mining i.S.v. § 44b UrhG vorbehalten

Cover: © FAVORITBUERO, Buero für Gestaltung, München
unter Verwendung eines Gemäldes von © Camila O'Gorman, »Mirror«,
Öl auf Holz, 2026

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-96704-3

E-Book ISBN 978-3-608-12598-6

TEIL 1

DAVOR

KAPITEL 1

Martha

Juna hat ihre Krankheit verdient. Das ist das Zweite, was mir durch den Kopf schießt, als ich aufwache. Das Erste ist ein brennender Schmerz.

Was zur Hölle?

Ich blinzele ins Morgenlicht. Juna steht über mir, die rechte Hand zur Faust geballt. Ich sehe schwarze Haare zwischen ihren Fingern hängen. Meine Haare.

»Wo ist mein Ausweis?«, fragt Juna.

»Spinnst du?«

»Wo ist mein Ausweis?«, wiederholt sie. Ganz ruhig. Sie lässt ihre Hand sinken. Atmet ein und aus und schaut dabei, als würde sie Sekunden zählen. Ich richte mich halb im Bett auf und stütze mich auf meine Ellbogen.

»Woher soll ich wissen, wo dein dummer Ausweis ist?«

Ich bin eine schlechte Lügnerin. Aber eine Frage ist keine richtige Lüge. Juna versucht, mich mit schmalen Augen zu fixieren.

»Vielleicht solltest du deine Brille aufsetzen, wenn du was suchst«, lege ich nach. Für einen Moment denke ich, Juna will wieder nach meinen Haaren greifen, und weiche unwillkürlich zurück, soweit das in meinem Kinderbett möglich ist. Juna ist unberechenbar. Obwohl ich sie schon mein ganzes Leben lang kenne, sie ist schließlich meine große Schwester.

»Mein Ausweis ist immer in meinem Geldbeutel, im ersten Fach, mein Geldbeutel liegt immer links auf meinem Schreibtisch. Immer. Und jetzt liegt er da nicht mehr«, sagt sie.

»Vielleicht hast du ihn halt diesmal in deiner Tasche gelassen, was weiß ich.«

Ich gebe mir Mühe, gelangweilt zu klingen. Dabei weiß ich ganz genau, wo Junas Ausweis ist. Der Ausweis ist in ihrer Handtasche. Da, wo ich ihn hektisch hingesteckt habe, gestern Nacht, als Juna schon schlief. In meiner Aufregung habe ich völlig vergessen, dass sie ihn normalerweise nicht dort aufbewahrt.

Juna mustert mich immer noch. Obwohl sie mein Gesicht wahrscheinlich nur als einen rosa Flecken sieht, wenn sie, so wie jetzt, ihre Brille nicht trägt. Ich widerstehe dem Drang, übertrieben zu schielen oder eine Grimasse zu ziehen. Juna dreht sich um, geht die fünf Schritte zu ihrem Nachttisch und setzt ihre Brille auf. Sie schafft es natürlich, dass es nicht wie Nachgeben aussieht. Meine Kopfhaut pocht. An Einschlafen ist nicht mehr zu denken, obwohl heute der erste Tag der Sommerferien ist. Sechs Wochen Freiheit, bevor die achte Klasse losgeht.

»Haare ziehen, ernsthaft, Juna? Bist du im Kindergarten?«, murmele ich. Juna tut so, als würde sie mich nicht hören, obwohl ich weiß, dass sie ihre Hörgeräte trägt. Sie liegen nicht auf ihrem Nachttisch.

Als ich klein war, hat Juna sich für mich geschämt, weil ich an meinen Locken gelutscht habe. Eigentlich war ihr meine ganze unordentliche Existenz peinlich. Einmal, in der U-Bahn, hat sie mir die Haare ruppig aus dem Mund gerissen. »Du bist so ein Schnullerbaby«, zischte sie. Ich fing an zu weinen. Und Juna starrte erschrocken auf ihre Hand,

in der sie ein paar Haare hielt, als könnte sie selbst nicht fassen, was sie da gemacht hatte. Papa drehte sich zu uns. »Martha, was ist denn jetzt schon wieder los?« Juna versteckte die Hand mit meinen Haaren hinter ihrem Rücken und schaute ganz unschuldig. Ich schwieg. Zog nur die Nase hoch. Ich war fünf Jahre alt.

Den Gedanken, dass Juna ihre Krankheit verdient hat, habe ich immer öfter in letzter Zeit. Ich spreche das nie aus, nicht ihr gegenüber, niemandem gegenüber. Nicht mal Alex weiß davon, dabei ist er mein bester Freund. Der Gedanke ist zu giftig, um ihn aus meinem Kopf rauszulassen. Aber je schlechter es Juna geht, desto mehr drängt er sich auf. Wie bei so einem angebrochenen Pflirsichjoghurt, der ewig hinten im Kühlschrank steht, und wenn man den Deckel abzieht, dann ist er ganz grün und pelzig von dem Schimmel, der die ganze Zeit darin gewuchert hat.

Ich erinnere mich nicht an ein Leben ohne Juna. Juna erinnert sich an eines ohne mich, behauptet sie manchmal, aber Biologinnen oder Neurologinnen würden ihr wahrscheinlich widersprechen. Als ich kam, war Juna schon da, dreieinhalb Jahre lang. Das Erste, woran ich mich erinnere, ist, dass ich den Kopf in den Nacken legen musste, um sie richtig zu sehen. Juna war größer als ich, unerreichbar. Das ist sie immer noch, obwohl ich sie mittlerweile um ein paar Zentimeter überrage.

Juna durchwühlt das Zimmer weiter nach ihrem Ausweis. Ich stehe auf. Eigentlich will ich ihr nicht die Befriedigung geben, dass sie mich vertrieben hat. Aber ich habe sowieso Durst, also hat es nichts mit ihr zu tun, dass ich unser Zimmer verlasse. Auf dem Weg in die Küche fällt mein Blick auf die verblassten lilafarbenen und grünen

Buntstiftstriche am Türrahmen. Papa macht sie nicht weg, wahrscheinlich wird er das nicht mal tun, wenn Juna und ich ausziehen und eigene Wohnungen haben. Die letzten Jahre hat Juna sich geweigert, sich an ihrem Geburtstag an den Türrahmen zu stellen. Sie gönnt mir nicht einmal die drei bis fünf Zentimeter, die ich sie jetzt überrage. Also sind da nur noch meine Striche, nur noch grün.

Ich habe Papa einmal dabei beobachtet, wie er mit den Fingern sachte über die Markierungen fuhr. Als würde er daran was ablesen können, wie bei einer Blindenschrift. Ganz zärtlich sah das aus. So zärtlich ist er kaum mehr zu mir. Entweder umarmt er mich so, dass jede Menge Luft zwischen uns bleibt, als würde er sich immer weniger trauen, mir nahezukommen, je älter ich werde. Oder er verliert jeden Sinn für Distanz und drückt mich viel zu fest, so eine richtige Bärenumarmung, bei der mein Kopf irgendwo zwischen seinen Bauch und seine Brust gepresst wird und ich gar keine Luft mehr bekomme. Papa ist dann so warm wie der Hefezopf, den er früher immer samstags gebacken hat. Jetzt macht er das nur noch selten.

Manchmal kommt es mir vor, als würden sich drei flüchtige Bekannte diese Wohnung teilen. Und nicht ein Vater, der ständig im Krankenhaus beim Arbeiten ist, so wie jetzt, und seine beiden Töchter, die nie irgendwo anders gewohnt haben als in Untergiesing, in dieser Wohnung, die so klein ist wie die Puppenhäuser der Mädchen, mit denen ich mich nie so richtig anfreunden konnte.

Ich stürze ein Glas Wasser herunter, dann noch ein halbes. Danach gehe ich wieder ins Zimmer und lege mich ins Bett. Ist auch immer noch mein Raum. Juna ignoriert, dass ich wieder da bin, genauso wie sie ignoriert hat, dass ich gegangen bin.

Wäre Juna eine Fremde, würde ich denken, dass in ihrer dunkelbraun gerahmten Brille nur Fensterglas ist. Ich würde denken, dass sie Style hat. Juna trägt ihre Krankheit wie ein Accessoire, das sie ablegen kann, wann immer sie will. Lässig. Elegant. Wer sie nicht kennt, denkt, dass sie einen anrempelt, weil sie in Gedanken ist. Oder dass sie eine von denen ist, die erwartet, dass man ihr ausweicht. Wer sie nicht kennt, weiß nicht, dass sie ihre langen schwarzen Locken immer offen trägt, selbst wenn sie Sport macht oder malt, weil sie ihre Ohren verstecken will. Ihre Ohren und vor allem die Hörgeräte, die an ihnen kleben wie lästige Schnecken.

Aber ich kenne Juna. Ich würde behaupten, ich kenne sie besser als irgendjemand sonst auf der Welt, selbst wenn ich nicht die bin, die sie am liebsten mag oder der sie sich am ehesten anvertraut. Zumindest kannte ich sie bis vor einiger Zeit am allerbesten.

Juna poltert in den Flur und kramt in ihrer Tasche, dann kommt sie wieder, ihren Ausweis in der Hand. Sie nimmt den Geldbeutel vom Schreibtisch, steckt die kleine Plastikkarte hinein, legt ihn wieder so in die linke Ecke, dass je zwei Zentimeter vom Tisch zu sehen sind. Direkt darunter sind das Glas mit ihren Malpinseln und das Mäppchen mit ihren Bleistiften, die der Härte nach geordnet und alle so spitz sind, dass man wahrscheinlich wen abstechen könnte damit. Sie ist so ein Ordnungsfreak.

Natürlich entschuldigt Juna sich nicht. Sie tut so, als hätte es ihren Ausbruch gar nicht gegeben. Die Stille ist so angespannt, dass ich mir fast wünsche, sie würde mich wieder ankeifen.

Als sie jünger war, hatte Juna ständig Wutanfälle. Wenn was nicht nach ihrer Nase ging, hat sie immer geschrien

und gebrüllt. Aber entschuldigt hat sie sich nie dafür. Vielleicht, weil sie sich danach geschämt hat. Wenn ich sie jetzt so sehe, wirkt sie fast besonnen und sanft. Kaum vorstellbar, dass sie mir vor ein paar Minuten noch Haare ausgerissen hat. Ganz ruhig sitzt sie am Schreibtisch und sortiert irgendwelche Blätter, als würde ich gar nicht existieren.

Ich schlage die Bettdecke zurück und verlasse das Zimmer wieder. Ich weiß gar nicht, was ich mit dem freien Tag heute anfangen soll. Würde ich Papa sagen, dass mir öde ist, würde er sagen, ich könne meine Zimmerhälfte aufräumen oder abspülen oder spazieren gehen, ich würde schon keine Frischluftvergiftung bekommen. Auf nichts davon habe ich Bock. Als ich mich in dem großen Spiegel sehe, laufe ich schnell daran vorbei. Früher habe ich dabei manchmal die Augen zugekniffen und gedacht: Könnte das Juna sein? Wenn man nur auf die langen schwarzen Locken schaut? Ich wollte nicht sein wie sie, ich wollte *sie* sein. Die Juna, die keine Wutanfälle hatte und sich von ihrer besten Seite zeigte. Die Talentierte. Die Hübsche. Die Ältere, die Erste. Die mit keiner verglichen wird, weil es nur sie gibt. Juna war schon immer der strahlende Mittelpunkt unseres winzigen Sonnensystems. Die, um die sich alles drehte. Die, die andere Planeten gerne mal auslöschte, nicht mit Absicht, einfach so, weil sie so hell leuchtete. Heute kotzt es mich an, wie ähnlich unsere Haare sind, unsere helle Haut. Dass wir überhaupt etwas gemeinsam haben.

Dabei hat es mir gestern so genutzt. Ich kann immer noch nicht glauben, dass es geklappt hat. Seit Wochen sehe ich das Schild, immer wenn ich an dem kleinen Kino an der Isar vorbeirade. *Aushilfe gesucht, 13 Euro Stundenlohn*. Dreizehn Euro! Für eine Stunde Popcorn riechen und Leute

abkassieren! Der Zettel hängt schon ewig da, ich habe mich nie getraut, reinzugehen und nachzufragen. Stattdessen habe ich gegoogelt, wie alt man sein muss, um im Kino zu arbeiten. Auf manchen Websites steht sechzehn, auf manchen achtzehn. Dreizehn steht nirgends. Aber hier würde ich nicht auffliegen. Im Sommer geht ja eh niemand ins Kino, den ich kenne. Ist ja auch bescheuert bei 30 Grad. Im Freibad könnte ich auf keinen Fall arbeiten, da würde mich jeder dritte Gast erkennen. Im Kino dagegen würde ich niemandem begegnen. Am allerwenigsten Juna. Es ist Jahre her, dass sie das letzte Mal in einem Kino war. Sie tut so, als würden sie Filme nicht interessieren. Ich glaube, es liegt eher daran, dass sie die Dunkelheit und die Geräusche aus den unterschiedlichen Lautsprechern viel zu sehr verunsichern. Aber so was gibt sie nicht zu, natürlich nicht.

Gestern Abend bin ich auf Zehenspitzen ins Bad getappt, als Juna schon schlief. Sie ist immer so früh im Bett wie eine Oma. Ich nahm Junas Eyeliner, ihre Wimperntusche und ihren Lippenstift, den sie nur trägt, wenn sie ins Museum geht. Es sind die einzigen Schminksachen, die es in unserer Wohnung gibt. Juna schminkt sich kaum, aber ihr Lidstrich sitzt genauso präzise wie ihre Pinselstriche, auch wenn sie dafür immer ganz nah an den Vergrößerungsspiegel rangehen muss. Als ich mich damit schminkte, stellte ich mich natürlich viel ungeschickter an als sie. Meine Augen tränkten, mein linkes Auge sah ganz anders aus als mein rechtes, aber ich wirkte definitiv älter. Nicht hübscher, aber älter. Ich schlich mich wieder ins Zimmer, zog Junas Ausweis aus ihrem Geldbeutel und verließ unsere Wohnung. Es war noch warm draußen, obwohl es so spät war. Ich kam kurz nach Beginn der Spätvorstellung ins Kino, direkt rein

in eine Wolke aus Popcorngeruch. Mein Shampoo riecht fast genauso, so eines mit Vanille von DM, Juna hasst es. Ein junger Typ mit Aknenarben auf den Wangen und leicht fettigen Haaren lehnte gelangweilt an der Kinokasse, als ich mich vor ihm aufbaute.

»Ist das noch aktuell?«

»Was?« Er sah nicht mal auf.

»Das Schild. Dass ihr Aushilfen sucht.«

Jetzt sah er mich an, zog die Augenbrauen hoch, musterte mich. Die Jeans-Shorts und meine blassen, teigigen Beine. Die Locken, die mir halb ins Gesicht hingen. Der weite schwarze Hoodie, unter dem unmöglich zu erkennen war, ob ich Brüste hatte oder nicht. Habe ich nicht.

»Geht erst ab sechzehn.«

»Cool, ich bin siebzehn.«

Ich reiche ihm den Ausweis, und er beugt sich vor, zu mir. Er schaute den Ausweis lange an, dann mich. Was für eine bescheuerte Idee. Natürlich würde mich niemand für siebzehn halten. Niemand würde mich für Juna halten. Schließlich legte der Typ den Ausweis wieder auf die Theke. Jetzt, wo ich ihm so nah war, sah ich, dass seine Haare nicht fettig waren, sondern voller Gel. Es sah lässig aus.

»Alles klar, Juna Vogl, geboren am zwölften Juni 2007 in München. Du kannst keine Spätschichten machen, das geht erst ab 18. Wann hast du Zeit?«

»Ähm, sofort. Immer. Die ganzen Sommerferien.«

»Na, viel Spaß, hast du nichts Besseres vor?«

Er kam hinter dem Tresen hervor und verschwand durch eine Tür, vielleicht ins Büro. Ein paar Minuten später tauchte er mit einem Zettel wieder auf.

»Füll das hier aus, dann meldet sich der Chef bei dir.«

Ich füllte das Formular aus, das er mir hinstreckte, schob

Junas Ausweis wieder in meine Hosentasche. Wie gut, dass sie so eitel ist, dass sie ihre Brille für das Passfoto abgenommen hat. Sonst hätte ich die auch noch klauen müssen und wäre dann überall gegengerannt, weil ich damit alles so komisch sehe. Das weiß ich, weil ich Juna die Brille mal stibitzt habe. Völlig ausgerastet ist sie da. Von wegen, dass das kein Spielzeug sei.

»Gibt's Popcorn?«, fragte ich, bevor mich meine neue Dreistigkeit verlassen konnte.

»Was?«

»Ob es Popcorn umsonst gibt, wenn man hier arbeitet.«

»Glaub mir, wenn du eine Woche hier gearbeitet hast, kannst du kein Popcorn mehr sehen, nie mehr.«

Er seufzte, als seine Worte nichts an meinem breiten Grinsen änderten, und lief rüber zur Popcornmaschine. Dann drückte er mir eine Tüte Popcorn in die Hand, eine kleine zwar. Aber als ich nach meinem Geldbeutel kramte, schüttelte er nur den Kopf und legte ganz kurz den Finger auf die Lippen. Wäre es möglich gewesen, hätte ich noch breiter gegrinst.

»Bis dann, Juna«, sagte er.

Als ich an der Tür stand, drehte ich mich nochmal um. Das Popcorn fühlte sich warm an in meinen Händen. Alle Nervosität war weg.

»Übrigens: Niemand nennt mich Juna. Du kannst Juju sagen.«

Nichts hasst Juna so sehr wie Spitznamen. Der Typ grinste und salutierte.

»Bis dann, Juju. Ich bin Sam.«

Wenn ich jetzt daran denke, dass Sam mit seinem Grinsen eigentlich ganz süß ausgesehen hat und dass ich einfach damit davongekommen bin, mich für siebzehn auszu-

geben, spüre ich ein Kribbeln im ganzen Körper. Ich werde Geld verdienen. Ich werde eine Sache machen, von der niemand etwas weiß. Die nur mir gehört. Niemand kann mir das wegnehmen.

KAPITEL 2

Juna

Ich starre auf einen mittelgroßen, schlaffen Penis. Er sieht blass aus. Ich habe schon größere gesehen. Und schönere. Constantins ist definitiv schöner. Aber ich mag, wie er sich einrollt, und die Haarlinie, die von dort den Bauch hinaufwandert. Ich wische meine Hände an meiner Jeans ab, mustere den Penis und den Mann, an dem er dranhängt, noch einmal ganz genau, dann greife ich nach einem harten Bleistift.

Zuerst Warmzeichnen, immer nur ein paar Minuten, dann wechselt das Modell die Pose. Ein Zeichen von Sybille, der Kursleiterin, und schon ist die Beugung des Beins ganz anders, ein Arm verschwindet oder ein Profil erscheint. Am Anfang hat mir die Schnelligkeit Angst gemacht, es hat mich frustriert, dass keine meiner Skizzen auch nur ansatzweise stimmig aussah. Inzwischen weiß ich, dass all die verschiedenen Posen mir helfen, den Körper im Ganzen zu verstehen, ein Gefühl für seine Proportionen zu bekommen, bevor er länger in einer Position verweilt.

Mein erster Aktzeichnenkurs ist zwei Jahre her. Papa gibt es nicht zu, aber ich glaube, er wollte abwarten, bis ich mit Sexualkundeunterricht in der Schule durch war, bevor ich meinen ersten nackten Mann sehe. Oder meine erste nackte Frau. Ein alberner Gedanke, wenn man bedenkt, dass ich davor schon Anatomiebücher studiert habe und ganz genau

wusste, wie alles heißt und aussieht. Ich wollte alles sehen, alles verstehen, um es möglichst korrekt abbilden zu können. Die Hälfte der Mädchen in meiner Klasse konnte nicht mal eine Vagina von einer Vulva unterscheiden.

Ich erinnere mich gut an den ersten nackten Mann, den ich gesehen habe. Er war Mitte fünfzig, und ich war begeistert von den ganzen Falten und dem Fett, das Schatten warf. Ich betrachtete seine Haare an all den Stellen, an denen Frauen beigebracht wird, sie zu entfernen, mit Neugier, statt mit Ekel. Die hängende Haut über seinen Kniescheiben. Wie die Wülste an seinem Bauch sich bewegten, wenn er die Stellung wechselte. Beim Aktzeichnen hilft mir meine Präzision wenig, beim Akt muss man schnell sein. Modelle können nicht ewig in einer Position verharren, da kann man nicht minutenlang an einem Ellbogen feilen oder an Schambehaarung. Man muss schauen, ganz genau, sich alles einprägen und dann schnell sein. Man muss sich entscheiden, ob man das ganze Modell malt oder nur ein Detail, einen Ellbogen, ein gebeugtes Knie. Zeichnen ist vor allem sehen. Beim ersten Mal wusste ich das noch nicht, ich entschied mich zu langsam, mein Mann hatte keinen Kopf und nur einen Arm, und ich war genervt von mir selbst.

Mittlerweile ist das anders. Ich komme jede Woche hierher. Mein Platz ist ganz vorne links, so nah wie möglich am Fenster. Der erste der sieben Stühle, die im Halbkreis aufgestellt sind. Ich bin mit Abstand die Jüngste und seit einigen Monaten mit Abstand die Beste. Das sagt Sibylle zwar nicht so, aber sie zeigt Jürgen, der immer ganz rechts sitzt, meine Linienführung und erklärt Linh, dass sie sich ein Beispiel an meinen Füßen nehmen soll. Davor waren es Linhs Bilder, die Sibylle als Beispiel verwendet hat. Als Vorbild. Linh

hat mich angelächelt, als sie heute in den Raum kam, und ich frage mich, ob sie das aus Höflichkeit macht oder ob sie ein besserer Mensch ist als ich. Ich habe sie nie angelächelt, wenn die Leiterin mir Linhs Technik erklärt hat.

Fast immer, wenn ich male, denke ich an Lotte Laserstein. Sie ist die Künstlerin, die ich am meisten bewundere. Wie schonungslos sie die Realität abbildete, sie beschönigte oder verfälschte nichts. Lotte Laserstein war eine der ersten Künstlerinnen in Deutschland, die an einer Kunstakademie studieren durften. Ihre Akte haben nichts gemein mit denen der alten Meister, die in den Museen hängen, von den Posen vielleicht abgesehen. Sie sind anatomisch korrekt, da sind keine idealisierten weiblichen Rundungen oder zu glatte, zu perfekte Haut. Und ihre Bilder sind nicht erotisch, da ist keine sexuelle Spannung. Nur Vertrautheit und Intimität. So will ich malen. Als würde ich das Modell kennen, nicht nur sehen.

Der Mann heute ist jung, fast in meinem Alter. Er scheint sich nicht ganz wohlfühlen auf dem kleinen Podest vor uns. Er sitzt nicht so gut wie der Fünfzigjährige, nicht so wie jemand, der es gewohnt ist, nackt vor sieben Menschen zu sitzen und sich nicht zu bewegen. Es ist schon ein paar Mal vorgekommen, dass ein Modell ohnmächtig geworden ist. Dann werden erst die Beine rot und der Kopf weiß, und schon sackt der Körper weg. Das kann passieren, wenn man davor nicht genug gegessen oder getrunken hat. Oder wenn man das Ausharren in der Stille nicht gewohnt ist. Dann wackelt das Modell oder versucht angespannt, auf einen Punkt zu starren. Vielleicht ist der nackte Mann ein Student, der dachte, Modellsitzen sei leicht verdientes Geld. Ständig bewegt er seine Fingerspitzen, ganz leicht nur, aber ich merke, dass er nervös ist, besonders, als Sibylle ihm sagt,

er solle die Position wechseln, und er sich zu mir dreht. Ich will ihm sagen, dass er für mich nur eine Ansammlung von Körperteilen ist, lange, sehnige Beine, Haare, die sich im Nacken kringeln, große Brustwarzen. Ich will ihm beruhigend zulächeln, lasse es aber und schaue lieber auf mein Blatt. Sein Brustkorb hebt und senkt sich sanft, immerhin vergisst er nicht zu atmen. Durch das Fenster kommt ein leichter, warmer Luftzug.

Es gibt nichts, was ich lieber tue, als zu zeichnen. Nicht Constantin küssen, nicht mit Christina und Daria an der Isar sitzen und ein Radler teilen, das Christina von ihrer Mutter geklaut hat, nicht mal sonntagsmorgens von einem süßen Geruch geweckt werden, weil Papa am Abend zuvor Hefezopf gebacken hat, ohne Rosinen, weil ich die nicht mag, aber mit Extra-Zuckerguss mit frischem Zitronensaft drin. Wenn ich zeichne, weiß ich ganz genau, was ich tue. Jeder Strich sitzt. Die Zeit löst sich auf.

Auch diesmal erschrecke ich mich fast, als die Stunde vorbei ist. Der Mann steht auf, schüttelt stöhnend seine Glieder und hüllt sich in einen blauen Kimono, den die Kursleiterin ihm reicht. Er steigt vorsichtig von dem Podest und geht dicht an mir vorbei. Ich schaue nach unten und sehe, dass er Haare auf seinen blassen Zehen hat. Ich lege meinen Stift weg und blinzle ein paar Mal. Meine Augen brennen vom konzentrierten Starren. Langsam packe ich zusammen. Wir besprechen die Bilder erst zu Beginn der nächsten Stunde, aber ich habe es nicht eilig. Die anderen Teilnehmer verlassen leise miteinander murmelnd den Raum, bis ich allein bin. Ich mustere meine Skizzen, sortiere sie, als mich ein Pfeifen herumschnellen lässt. Das Modell steht hinter mir und starrt auf mein letztes Bild, starrt auf sich selbst. Mein Herz hämmert, als ich realisiere,

dass der Mann wahrscheinlich schon eine Weile schräg hinter mir steht, ohne dass ich ihn wahrgenommen habe. Außerhalb meines Sichtfelds.

»Das ist krass«, sagt er. »Darf ich das fotografieren?«

Er steht nicht zu nahe bei mir, er ist wieder angezogen. Jeans und ein weißes T-Shirt, weiße Tennissocken. Mein Herzschlag beruhigt sich wieder. Ich zucke mit den Schultern, als er sein Handy aus seiner Jeans herausholt.

»Das muss ich unbedingt auf Instagram stellen, soll ich dich taggen?«

»Ich habe kein Social Media«, sage ich. Wahrscheinlich will er es eh eher für Tinder oder Hinge nutzen als für Insta.

»Was, echt nicht? Solltest du. Das ist end die Verschwendung, wenn das keiner sieht«, sagt er. Er grinst mich an und macht noch ein paar Fotos. Dann hebt er die Hand halb zum Gruß und schlendert aus dem Raum.

Ich mustere mein letztes Bild noch einmal. Ja, es ist gut, ja, ich war schnell. Der Hintergrund ist ein bisschen schlampig, ein Schatten stimmt nicht ganz. Ich drehe meinen Kopf, so weit es geht, erst nach rechts, dann nach links, dann drehe ich mich langsam um mich selbst. Erst als ich sicher bin, dass ich wirklich allein im Raum bin, erlaube ich mir ein Lächeln.

Ich war sechs, als ich beschloss, Malerin zu werden. Maresa, die Tochter der Nachbarn, passte auf mich und Martha auf, wenn Papa Nachtschicht oder Spätschicht oder Wochenendschicht hatte. Resi war mit uns in der Bibliothek gewesen, in der großen am Gasteig.

»Jede ein Buch, nicht mehr«, mahnte Resi, Martha an der Hand. Ich lief durch die Reihen. Es musste genau das richtige Buch sein. Martha wollte: *Die kleine Raupe Nimmer-*

satt. Ich wollte: ein Buch, auf dem sich vorne zwei Gesichter anschauten. Das eine sah aus wie ein Gemälde, mit einem großen Ohrring und einem komischen Tuch auf dem Kopf. Das andere war ein junges Mädchen mit dunklen Locken, vielleicht so alt wie ich selbst. Die Buchstaben waren geschwungen, ein paar davon kannte ich schon: das »N« zum Beispiel und das »U«, beides kam auch in meinem Namen vor. »Lieke und das Mädchen mit dem Perlenohrring«, las Resi vor und zuckt mit den Achseln. »Alles klar.«

Am Abend lagen wir zu dritt in Marthas Bett, Martha an der Wand, Resi in der Mitte, ich außen. Manchmal wurde mein rechter Fuß kalt, weil Martha immer die Decke wegzog. Resi las von der kleinen Raupe, und Martha schlief ein, bevor die Raupe sich durch das Eis fressen konnte. Ein bisschen las Resi noch weiter, dann stupste ich sie an und schob ihr mein Buch hin. Das mit dem Mädchen, das aussah wie ich.

»Stellt euch vor«, las Resi. »Ich habe Den Haag gesehen! Und das Mädchen mit dem Perlenohrring!« Sie las von Lieke, von Den Haag, von einem Mann namens Vermeer und einem Museum. Etwas ganz Komisches passierte: Resi verschwand. Martha verschwand. Das Zimmer verschwand. Ich war da, in dem Museum, ich konnte es richtig sehen. Die ganzen Gemälde, die schweren Vorhänge neben den Fenstern, die herrschaftlichen Treppen mit den dicken Teppichen. Das Museum sah aus wie ein Palast. Ich war Lieke, die durch die Räume lief, die Bilder fotografierte und schließlich selbst ein Porträt malte. Am liebsten mochte ich die Stelle, als Lieke den Museumswächter überredet, dass sie abends ganz allein ins Museum kommen und im Zimmer mit dem Mädchen mit dem Perlenohrring sein darf. Und dann öffnet es seinen Mund. Das Mädchen auf

dem Gemälde spricht tatsächlich und verrät Lieke, wer sie ist. Ein riesiges Geheimnis. Das weiß sonst nämlich niemand.

Resi lieb *Lieke und das Mädchen mit dem Perlenohrring* dreizehn Mal für mich aus. Sie las es 156 Mal vor, zumindest behauptete sie das. Ich wollte nichts anderes hören, ich akzeptierte nichts anderes. Obwohl Martha genervt war, obwohl Resi genervt war. Dann, als ich es zum vierzehnten Mal ausleihen wollte, war es nicht an seinem Platz. Ich drängte Resi, bei der Bibliothekarin nachzufragen.

»Tut mir leid, das ist nicht mehr in unserem Bestand.«

»Was heißt Bestand?«, fragte ich.

»Das heißt, dass es nicht mehr da ist«, sagte Resi.

»Aber wie kann es nicht mehr da sein? Resi, ich brauch doch das Buch, das ist mein Lieblingsbuch.«

Resi seufzte. »Können Sie das irgendwie nachbestellen oder so?«

»Nein«, sagte die Bibliothekarin. »Das wird nicht mehr gedruckt. Das Buch gibt es nicht mehr.«

Ich heulte. Ich schrie. Ich warf mich auf den Boden und wälzte mich hin und her. Mein Kopf wurde ganz heiß, und ich bekam kaum noch Luft. Ich hatte einen Tobsuchtsanfall wie eine Zweijährige, dabei war ich schon sechs. Die Bibliothekarin warf uns aus der Bibliothek. Resi musste mich halb nach draußen tragen, ein einziger strampelnder Haufen Wut.

Als wir nach Hause kamen, durchkämmte ich sofort die Wohnung nach Stiften und Papier. Ich fand Buntstiftstummel und Papas Gehaltsabrechnungen und fing an, auf den Rückseiten mein Gemälde, mein Buch nachzumalen. Resi machte keinerlei Anstalten, mich aufzuhalten, sie hätte es eh nicht geschafft. Natürlich sahen meine Kritzeleien kein

bisschen so aus wie mein Lieblingsbuch. Ich drückte so heftig mit dem roten Buntstift auf, dass die Spitze abbrach.

Das Buch war nicht mehr zu bekommen, auch nicht in Buchhandlungen, auch nicht im Internet. Ich wünschte mir zum Geburtstag Wasserfarben, zu Weihnachten einen Malblock, Aquarellfarben, Pinsel, Bleistifte in allen Stärken. Meine Bilder füllten die Wände in der Küche, in meinem Zimmer, bald musste mein Vater sie übereinander hängen, weil kein Platz mehr war. Sie hingen da wie Kalenderblätter, manchmal fielen die Reißzwecken ab, weil sie dem Gewicht nicht standhielten, und die Bilder segelten zu Boden. Meine Grundschullehrerin attestierte mir Talent. Sie ermahnte mich nicht dafür, dass ich kleine Bleistiftzeichnungen in alle Hefte malte. Nicht einmal dafür, dass die Zahlen im Matheheft von der Seite purzelten und sich in motzige kleine Gesichter verwandelten, die dem der Lehrerin verdächtig ähnlich sahen. Im Handarbeitsunterricht musste ich keine Teddybären stricken oder Inuit-Spielzeuge nachschneiden, sondern durfte mit Acrylfarben auf Leinwände malen. Mit sieben Jahren bekam ich zum ersten Mal Zeichenunterricht, zweimal in der Woche.

Ein paar Jahre später zog Resi aus. Kiste um Kiste lud sie in ihr Auto, ich sah es aus dem Fenster. Dann ging Resi noch mal ins Haus. Es klingelte. Resi hatte die Hände hinter dem Rücken.

»Ich wollte nur Servus sagen, Mädels. Und Juna, ich hab' was für dich.«

Sie zog etwas hinter ihrem Rücken hervor. Ein Buch. Zwei Gesichter, eines sah vage aus wie meins. Und da, unten in der Ecke, war der orangefarbene Aufkleber der Bibliothek.

»Tut mir leid, aber wenn ich das dumme Buch noch ein Mal hätte vorlesen müssen, wäre ich wahnsinnig gewor-

den. Ich hab's mitgehen lassen«, sagte Resi und zuckte mit den Schultern. »Vielleicht magst du es ja noch. Jetzt kannst du es ja selber lesen.«

Damit ging Resi. Und ich, elf Jahre alt, sagte jedem, der es hören wollte, und jedem, der es nicht hören wollte: Ich werde Künstlerin.

Als ich vom Aktzeichenkurs nach Hause komme, gehe ich zuerst in die Küche. Das Glas der Küchentür hat einen Sprung, den Papa mit silbernem Klebeband gefixt hat. Der Sprung ist da, weil ich die Tür vor Monaten in einem Streit zu fest zugeschlagen habe. Ich erinnere mich nicht mehr, worüber wir stritten, nur an das heiße, sprudelnde Gefühl in meinem Bauch, in meiner Brust, das sich irgendwie einen Weg nach draußen bahnen musste. Ich glaube, Papa will, dass das Tape mich daran erinnert, dass ich mich zusammenreißen soll, dass ich meine Gefühle für mich behalten soll, in mir drin, deswegen lässt er die Scheibe nicht auswechseln. Früher hat er mich Rumpelstilzchen genannt, wenn ich vor Wut aufgestampft bin, weil ich kein Eis vor dem Abendessen bekommen habe oder nicht fernsehen durfte.

Ich stolpere fast über ihn. Er hat seine Krankenhausklamotten an und sitzt da, als würde er gleich aufspringen wollen.

»Da bist du ja, Juna-Schatz.«

»Hast du nicht grade Schicht?«

Papa sieht mich irritiert an. Dann wedelt er mit der Hand in Richtung Kalender. Ich muss die Augen zusammenkneifen und gehe ein paar Schritte auf ihn zu. Selten bin ich meinem Vater so nah wie jetzt gerade. Er besteht fast nur noch aus Augenringen. Sein Wecker klingelt, einmal, zwei-

mal, dreimal, bevor er sein Handy aus der Hosentasche holt und ihn wegdrückt. Bestimmt hat er wieder irgendwas vergessen. Papa steht auf, drückt sich an mir vorbei und nimmt sich ein Glas Wasser.

Als ich den Kalendereintrag lese, wird mir erst heiß, dann kalt. »Juna Kontrolluntersuchung« steht da. Der Marker ist mittlerweile verblasst. Seit Wochen steht der Termin im Kalender, so lange schon, dass ich ihn tatsächlich vergessen habe. Oder verdrängt.

Dr. Aumüller ist nett, ich kenne die Augenärztin seit meiner Kindheit, einmal im Jahr waren wir zu einem Check-up da. Eigentlich mag ich sie. Ich mochte sie, bis zu dem einen Termin vor etwas mehr als einem Jahr, nach dem alles anders war. Als Dr. Aumüller plötzlich ernst schaute und dieses Wort sagte: »Usher-Syndrom«. Kurz nach Christinas Geburtstag. Ich war 16.

Am Geburtstag meiner besten Freundin fiel mir auf, dass ich die Sterne nicht mehr sehen konnte. Wir feierten auf dem Land, in der Nähe von Bad Kohlgrub, in einer Scheune, die zum Bauernhof von Christinas Tante gehört. Wir waren ewig mit dem Zug hingegurkt und dann nochmal mit dem Auto weitergefahren, bis wir wirklich im Nirgendwo waren. Christina hatte zwanzig Leute eingeladen, die ganze Klasse praktisch, es gab kistenweise Bier und dazu noch Wodka Lemon und Baileys, den Christinas älterer Cousin uns besorgt hatte. Um zwölf stolperte Christina mit mir und Daria im Arm und ihrer schiefen »Sweet Sixteen«-Krone auf den lila gefärbten Haaren von den anderen weg und beteuerte immer wieder, wie! lieb! sie! uns! hatte! und boah, wie krass die Sterne hier sind! So viele mehr als in der Stadt.

»Die sind nicht mehr, hier ist nur weniger Lichtsmog«,

sagte Daria. Und dann: »Schau mal, da ist der große Wagen. Und da ist der Gürtel des Orions! Siehst du?«

Christina und Daria redeten über die Sternbilder und zeigten mit gestreckten Armen ins Nichts. Ich schaute und schaute und sah keinen einzigen Stern. Ich sagte nichts. Plötzlich hatte ich dieses Ziehen im Bauch, das ich in dieser Zeit manchmal bekam, wenn Papa fragte, warum ich so oft stolpern würde, oder wenn ich gegen einen Türrahmen lief. Aber erst in diesem Moment wurde mir klar, dass etwas wirklich nicht stimmte. Dass es nicht normal war, keine Sterne zu sehen. Dann kotzte mir Christina vor die Füße.

Zwei Wochen später saßen Papa und ich bei Dr. Aumüller. Es war das erste Mal, dass Papa keine Antwort auf etwas hatte. Ich erinnere mich daran, wie mein Vater, Krankenpfleger und wandelndes Medizinlexikon, Dr. Aumüller fragte: »Was für ein Syndrom, bitte?«

»Das Usher-Syndrom ist eine Kombination aus Hörschädigung und einer Degeneration der Netzhaut«, erklärte die Ärztin. »Die Netzhaut stirbt von außen nach innen ab, man nennt das Retinopathia pigmentosa. Die Patienten sehen immer weniger, sie entwickeln einen Tunnelblick. Dann erblinden sie langsam.«

Das war also ich. Eine Patientin. Ich erinnere mich kaum an den Tag der Diagnose, an das, was danach kam. Nur, dass ich mich ganz klein zusammengerollt habe auf meinem Bett und immer wieder gesagt habe: »Wieso meine Augen? Wieso reichen die Ohren nicht? Wieso muss ich beides hergeben, das ist so unfair!« Ich erinnere mich an Marthas Hand auf meinem Rücken. Wie ich es kurz zuließ, getröstet zu werden, ausgerechnet von meiner kleinen Schwester. Die umgekehrten Rollen. Und dann schlug ich die Hand weg,

weil ich die Zärtlichkeit nicht aushielt, weil mein Schmerz so groß war, dass eine Hand lächerlich dagegen war und ich nur allein sein wollte. Ich schrie so lange, bis Martha auch anfang zu weinen. Als hätte sie ein Recht dazu, mit ihren Ohren, die alles hören, und ihren Augen, die alles sehen, die nicht einmal kurzsichtig sind. Nicht einmal ein bisschen. Sie würde wahrscheinlich die ganzen Tests bestehen, die man machen muss, wenn man Pilotin werden will. Papa hat sie manchmal »Adlerauge« genannt, aber nach meinem Termin bei Dr. Aumüller vor einem Jahr nie wieder.

Danach habe ich alles über das Syndrom gegoogelt, als könnte ich es loswerden, wenn ich es nur verstünde. Der Name geht auf einen englischen Augenarzt zurück, Charles Howard Usher. Er erkannte, dass das Usher-Syndrom rezessiv vererbt wird. Es kann die eine Schwester treffen. Und die andere nicht. Das Usher-Syndrom ist relativ selten. Es betrifft eine von 30 000 Personen. Es betrifft mich. Es ist bislang unheilbar.

Ich kneife die Augen ganz fest zu. Wenn ich sie geschlossen habe, entscheide ich, dass ich nichts sehe. Ich habe die Kontrolle darüber, niemand sonst. Ich traue mich nicht, sie wieder aufzumachen. Aber da ist Papis Stimme, die sagt: »Komm, Juna, wir müssen uns beeilen.« Ich öffne die Augen - und sehe. Ich sehe noch.

Als die Untersuchungen vorbei sind, endlich, alle, kommt Dr. Aumüller ins Zimmer. Sie setzt sich mir gegenüber. Sie scheint um Professionalität zu ringen, aber mir kommt ihr Gesicht vor wie eine einzige Entschuldigung.

»Es tut mir leid, Juna, aber dein Gesichtsfeld wird sich weiter einschränken, höchstwahrscheinlich schneller als

zuvor«, sagt Dr. Aumüller. Dann redet sie weiter, aber ihre Stimme ist weg, als hätte sie jemand auf stumm gestellt. Ich kann sie nur anstarren. Da ist ein Rauschen in meinen Ohren, in meinem Kopf. Da sind nur noch Wortfetzen: schwarze Flecken. Sehen wie mit Scheuklappen. Koordinationstraining. Blindenstock. Psychotherapie.

»Ich muss auf Toilette«, sage ich in das Rauschen hinein und stürze aus dem Zimmer. Papa folgt mir nicht, zumindest nicht gleich. Ich bin früh allein auf die Toilette gegangen, wenn wir unterwegs waren, weil ich Papas hilflosen Blick nicht aushielt, der zwischen dem Frauen- und Männerklo hin und her pingpongte. Ich drehe das Wasser auf kalt, so kalt, dass es brennt, und lasse es über meine Handgelenke laufen, bis das Rauschen im Kopf nachlässt. Bis ich wieder atmen kann.

Dann gehe ich ganz langsam zum Behandlungszimmer zurück. Die Tür ist angelehnt. Als ich direkt davorstehe, kann ich hören, was Dr. Aumüller zu meinem Vater sagt. Gerade so, manche Wörter verschwimmen und verschwinden irgendwo auf dem Weg. Mein Vater, der sonst immer alles in Frage stellt und so viel weiß, bleibt einfach stumm. Bis Dr. Aumüller noch einen Satz sagt: »... höchstens 10 Prozent Sehvermögen ... schon in einem halben Jahr.«

Ich stoße die Tür auf. Dr. Aumüller schreckt auf, als ich plötzlich wieder im Raum bin. Sie sagt irgendetwas davon, dass wir engmaschig beobachten müssten, wie schnell meine Sehverschlechterung tatsächlich voranschreitet. Dass wir einen Termin in einem, in drei Monaten machen würden, dann in einem halben Jahr.

»Was heißt das?«, frage ich. »Wie lange werde ich noch sehen?«

Dr. Aumüller seufzt. »Das kann ich dir nicht sagen. Ich

kann dir keine konkrete Prognose geben. So funktioniert deine Krankheit nicht.«

»Dann eine unkonkrete! Ich muss wissen, wie lang ich noch habe!« Meine Stimme wird schrill. Papa legt seine Hand auf meinen Arm, aber ich schüttele sie ab. Dr. Aumüller sagt nichts.

»Ein halbes Jahr? Ein Jahr?«, bohre ich.

Dr. Aumüller schaut durch die Papiere, die vor ihr auf dem Tisch liegen, dann blickt sie mich an. »Es ist möglich, dass sich dein Sehvermögen so verschlechtert, dass du in einem halben Jahr kaum mehr sehen wirst«, sagt Dr. Aumüller widerwillig. »Aber, Juna, ...«

Ich schalte ab.

Alles, was ich höre, ist: Du musst noch schneller sein. Du musst noch besser sein. Du musst mehr leisten, weil du weniger Zeit hast. Die Künstlerin Lotte Laserstein malte, bis sie 92 Jahre alt war. Ihr Gesamtwerk wird auf 10 000 Arbeiten geschätzt. Und ich habe noch ein halbes Jahr.